



Schlecht bezahlte Gastronomiejobs – so wie hier in Detroit – können die Lücke nicht schließen, die der Wegfall von gut dotierten Arbeitsplätzen in der Industrieproduktion gerissen hat

Kollaps im Hinterland Fortsetzung von S. 31

ten sie überdurchschnittliche Stundenlöhne. Mit dem Job kam die soziale Absicherung: In den USA übernimmt nach wie vor der Arbeitgeber bei 50 Prozent der Erwerbstätigen die Krankenversicherung. Das hat seinen Grund im Arbeitskräftemangel nach dem Zweiten Weltkrieg. Um eine Inflation zu verhindern, erließ die US-Regierung einen Lohnerhöhungsstopp. Also lockten die Firmen mit Krankenversicherungen und Betriebsrenten. In den sechziger Jahren waren nahezu alle Beschäftigten in der Wirtschaft über ihren Arbeitgeber versichert.

Doch das Modell hat einen Nachteil. Seit den achtziger Jahren geht die Zahl der Beschäftigten in der Industrie zurück. Das liegt an der Abwanderung der Industriebetriebe in Billiglohnländer, vor allem nach der Öffnung der asiatischen Märkte. Der sogenannte Rust-Belt im Nordosten, wo Fabriken vor sich hinrosten, entstand auch durch den technologischen

Zwar sind seither 11,6 Millionen neue Stellen entstanden. Doch davon gingen laut der Studie 11,5 Millionen an gut ausgebildete Bewerber. Von der Erholung hatten die Amerikaner, die einst das Rückgrat der US-Industrie gewesen waren, fast nichts.

Ihnen blieben Stellen im Einzelhandel, in Lagerhäusern oder in der Gastronomie. Dort werden Löhne bezahlt, die halb so hoch sind wie die in der Industrieproduktion. Und diese Jobs bieten in der Regel keine Krankenversicherung. Deshalb sollte Obamas Gesundheitsreform Beschäftigten eine Absicherung ermöglichen, die nicht über ihre Arbeitgeber versichert sind. Da sich die Republikaner vehement gegen Obamacare wehrten, konnte nur ein Kompromiss umgesetzt werden, der die Trump-Wähler nicht zufriedestellte.

Der Umbau in der Arbeitswelt erschüttert die Gesellschaft. Wieder einmal zeigt sich, dass sich Gesundheit nicht nur aus der Vermeidung von Infektionen, Krebs oder Verletzungen ergibt. Wie schon der deutsche Arzt, Politiker und Reformer Rudolf Virchow im 19. Jahrhundert erkannte, ist Gesundheit ein Resultat der allgemeinen Lebensumstände. Der junge Arzt war erschüttert von einem Besuch in Oberschlesien, wo 16 000 Menschen an Fleckfieber gestorben waren und ganze Landstriche in Lethargie versanken.

Das Gefühl, abgehängt zu sein, macht sich in den alten Industriezonen der USA breit. Gadsden hat sich heute zwar wirtschaftlich stabilisiert, die Arbeitslosenquote liegt bei 5,7 Prozent, doch seit ein paar Jahren hat die Stadt ein neues Problem: Drogen. Die Stadt erlebt eine »Überdosis-Epidemie«, meldete die *Gadsden Times* im vergangenen Oktober. Die Opfer stammten aus allen sozialen und ökonomischen Schichten, berichtete der Feuerwehrchef, der auch für die lokalen Notarzteinsätze zuständig ist. Meist handele es sich um Opiate wie Heroin, das manchmal versetzt sei mit

Fentanyl, einem Betäubungsmittel, das bis zu 100-mal so wirksam ist wie Morphin.

Nicht nur Gadsden kämpft mit dem Problem. Zwischen 1999 und 2014 hat sich die Zahl der Drogenoten nach offiziellen Angaben vervierfacht. Täglich sterben im Schnitt 91 Amerikaner an einer Überdosis, meist durch Opate. Dabei spielen Schmerzmittel eine führende Rolle. In keinem Land der Welt werden sie so freigiebig verschrieben wie in den USA. Im Schnitt wurden 2014 davon rund 650 000 Rezepte pro Tag ausgestellt. Um die Krise in den Griff zu bekommen, hat die Drogenbekämpfungsbehörde DEA begonnen, das Volumen der legal erhältlichen Schmerzmittel stark zu reduzieren. Das hat jedoch fatale Folgen: Wer keinen Arzt mehr findet, der ihm die Pillen verschreibt, wechselt zu Heroin.

Keine andere Todesursache außer Alzheimer hat so sehr zugenommen wie der Tod durch eine Überdosis Opiat. Mehr als die Statistiken schockieren Meldungen wie im Januar, als in Pennsylvania ein fünf Monate altes Kind verdurste aufgefunden wurde, nachdem beide Eltern an einer Überdosis gestorben waren. Im Oktober zeigte die Polizei von East Liverpool in Ohio auf Facebook Bilder eines Paares im Auto, das sich eine Überdosis Heroin gespritzt hatte. Auf dem Rücksitz saß der vierjährige Enkel. Als es Proteste gab, erklärte der Polizeichef, er habe die Öffentlichkeit wachrütteln wollen: »Heroin hat nicht nur unsere Gemeinde vergiftet. Wir sind bereit, es mit allen Mitteln zu bekämpfen. Wenn diese Bilder die Gefühle einiger Menschen verletzen, nehmen wir das in Kauf.«

Der Kollaps einer überkommenen Ordnung, steigender Drogenmissbrauch und sinkende Lebenserwartung – die Krise in Amerikas Mitte erinnert an den Zusammenbruch eines anderen Systems: der Sowjetunion. In den 17 Jahren zwis-



Privatsphäre? Wer sich hier behandeln lassen muss, hat andere Probleme. Mehr als 1000 Patienten kommen an zwei Tagen in die mobile Zahnklinik in Milton, Florida

Fotos: Jim West/Science Photo Library (2); Spencer Platt/Getty Images (2); Zeit-Grafik (2)

schen 1992 bis 2009 schrumpfte die Bevölkerung Russlands um sieben Millionen oder fünf Prozent – einen solchen Bevölkerungsverlust hatte es in Europa seit dem Zweiten Weltkrieg nicht gegeben. Schon in den siebziger und achtziger Jahren stagnierte die Lebenserwartung in den Sowjetrepubliken. Nach dem Fall der Berliner Mauer ging sie dramatisch zurück. Für russische Männer fiel die Lebenserwartung zwischen 1990 und 1994 von knapp 64 Jahren auf 57,6 Jahre. Trotz einer Erhöhung Anfang der nuller Jahre liegen die ehemaligen Sowjetnationen bis heute hinter Westeuropa zurück. Die Ursachen seien »gefährliches Trinken, Rauchen, schlechte Ernährung und eine unzureichende Gesundheitsversorgung«, schrieben Martin McKee, Professor an der London School of Hygiene and Tropical Medicine, und Kollegen 2013 in einem Artikel in *The Lancet*. Betroffen seien vor allem arme und schlecht ausgebildete Männer. Staatliche Versuche, die Alkoholabgabe einzuschränken, hätten lediglich zu einer Zunahme der illegalen Produktion geführt. Im Dezember starben 72 Menschen in Sibirien, weil sie alkoholhaltige Badezusatz getrunken hatten.

Die Anthropologin Michelle Parsons suchte eine Erklärung, die über die medizinischen Ursachen hinausgeht. Sie sprach mit Russen, die in den Hungerjahren nach dem Zweiten Weltkrieg geboren worden waren und den Aufbau des Sowjetreichs erlebt hatten. Und wieder zeichnet sich das Muster einer stolzen Mittelschicht ab, die an den Rand gedrängt worden ist. Viele Russen empfanden die sechziger Jahre als eine Zeit relativen Wohlstands und sozialer Sicherheit. Massive Bauprogramme ermöglichten es Familien, aus den alten Wohnungen, die sich mehrere Generationen teilten, in ein eigenes Heim zu ziehen. Arbeitsplätze und Renten garantierte der Staat. Dann brach diese Welt zusammen. Im neuen kapitalistischen Russland waren

die Kenntnisse und Fähigkeiten der Sowjetzeit nicht gefragt, die sozialen Netze zerriß.

Die wirtschaftlichen Folgen seien nur ein Teil des Problems, sagt Parsons. Das Gefühl, nicht gebraucht zu werden, führe zu destruktiven Verhaltensweisen wie dem Alkoholmissbrauch. Inzwischen arbeitet die Wissenschaftlerin an der Northern Arizona University. In ihrer neuen Heimat sieht sie Parallelen. »Es gibt eine Sehnsucht nach der Sicherheit des Lebens, wie es früher war.« Es war dieses Gefühl, das Donald Trump mit seinem Versprechen traf: »*Make America great again.*«

Hilft das gegen Einkommens- und Statusverlust, ungesunde Lebensweise, Depressionen? Was die Daten und Statistiken nicht hergeben, sieht, wer durchs Land fährt. Orte, deren Main Street von leeren Schaufenstern und verbarrikadierten Gebäuden gesäumt wird. Deren Fabriken nun Industriebrachen sind. Deren Einkaufszentren zu Geisterkomplexen wurden. Und deren Jungs und Starke längst weggezogen sind, in die Metropolen an den Küsten. Und mit ihnen die Hoffnung auf eine bessere Zukunft.

www.zeit.de/audio

HINTER DER GESCHICHTE

Warum sinkt die Lebenserwartung in den USA, fragte sich unsere Autorin, die seit Jahren den **Mittleren Westen** bereist. Eine Anekdote führte ihr die Probleme vor Augen. Ein Unternehmer in Ohio suchte Arbeiter. Als er die Anforderungen formulierte – **Schulabschluss und negativer Drogentest** – verließen 80 Prozent der Bewerber den Saal.

Stimmt's?

Die Kolumne von Christoph Drösser
können Sie auch hören, täglich 6.50 Uhr.



Wandel, der etwa in der Stahlindustrie, wo Werke, die einst Tausende beschäftigten, durch sogenannte Mini-Mills mit ein paar Hundert Arbeitern ersetzt wurden. Die Rezession nach der Finanzkrise 2008 beschleunigte den Stellenabbau. Nach einer Studie der Georgetown University wurden in der Krise 7,2 Millionen Jobs vernichtet. 5,6 Millionen davon waren die Arbeitsplätze von Bürgern mit Highschool-Abschluss oder von Schulabbrechern gewesen, was auch den Südosten der USA, den Deep South, schwer traf.

ANZEIGE

Das will ich WISSEN

ZEIT WISSEN

NEU! PETER WÖHLBEN
Exklusive Kolumne des Bestseller-Autors

DIGITALE SELBST-VERTEIDIGUNG
Sich vom Internet nicht täuschen und bestehen kann
7 Lektionen von Experten

ICH – was ist das?
Was Menschen das Gefühl für sich selbst verlieren

Jetzt aktuelles Heft sichern
im Abo mit 8% Preisvorteil und Geschenk

www.zeit.de/zw-sichern

Gesundheit, Psychologie, Forschung und Gesellschaft – entdecken Sie in ZEIT WISSEN faszinierende Reportagen, anregende Interviews und ausdrucksstarke Bilder, die Ihr Leben bereichern.

In der aktuellen Ausgabe: Die besten Strategien, sich erfolgreich abzugrenzen. Wie Sie Ihr Ruhebürofni anderen mitteilen und für sich selbst die beste Ruhe finden.



ZEIT WISSEN

Ja, ich möchte 6x ZEIT WISSEN mit Preisvorteil lesen.

Senden Sie mir ZEIT WISSEN inkl. des kostenlosen ZEIT WISSEN-Newsletters frei Haus. Ich bin daher ZEIT WISSEN 6x zum Vorzugspreis von zzt. nur 6,90 € pro Ausgabe und spare so über 8% gegenüber dem Einzelkauf. Mein Geschäftsnachname ist: **Gerd Bucerius**. Das Angebot kann natürlich einem Jahr jederzeit gekündigt werden. Mein Geschäft darf ich in jedem Fall behalten. Angebot nur in Deutschland gültig. Auslandspreise auf Anfrage. Diese Bestellung kann binnen 14 Tagen ab Erhalt der 1. Ausgabe ohne Angabe von Gründen widerrufen werden. Ausführliche Informationen zum Widerrufsrecht unter www.zeit.de/wr.

Anrede/Vorname/Nachname

Straße/Nr.

PLZ/Ort

Telefon

E-Mail

Ich zahle bequem per Bankenzug. Ich zahle per Rechnung.

IBAN/ersatzweise Konto-Nr. _____ BIC/ersatzweise Bankleitzahl _____ Geldinstitut _____

○ Ja, ich möchte von weiteren Vorteilen profitieren. Ich bin daher einverstanden, dass mich der Zeitverlag per Post, Telefon oder E-Mail über interessante Medien-Angebote und kostenlose Veranstaltungen informiert (diese Einwilligung kann ich jederzeit widerrufen).

Datum _____ Unterschrift _____ Bestellnr.: **1608026 H6**

ZEIT WISSEN, Leser-Service, 20080 Hamburg

040/42237070* 040/42237090 [abo@zeit.de*](mailto:abo@zeit.de)

*Bitte die Bestellnr. angeben. | Anbieter: Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Buceriusstraße, Hamburg.

Watscheln mit den Dinos

Ein Fossilienfund in Neuseeland zeigt: Pinguine und Tyrannosaurus rex waren Zeitgenossen **VON MIRAY CALISKAN**

Als Nichtflieger unter den Vögeln, als tollpatschige Frackträger in kalten Gefilden gehören die Pinguine zu den seltsamsten Wesen im Tierreich. Besonders rätselhaft ist bis heute, wann die Ersten von ihnen über die Erde watschelten und wie sie sich entwickelt haben. Ein Fossilienfund liefert neue Einblicke in ihre Stammesgeschichte.

Die Knochenreste eines anderthalb Meter großen Riesengimpings weisen auf eine deutlich frühere Evolution der flugunfähigen Seevögel hin als bisher angenommen. Bereits als Zeitgenossen von Tyrannosaurus rex dürften sie sich anatomisch an ihr Leben am und im Wasser angepasst haben: Die Beine verlagerten sich nach hinten, die Statur wandelte sich; die Pinguine wurden zu stromlinienförmigen Schwimmern und Tauchern, teils perfekt angepasst an die extreme polare Kälte.

61 Millionen Jahre alt sind die Knochenreste, die ein Hobby-Sammler an den Sandhängen des Waipara-Flusses in der Provinz Canterbury in Neuseeland gefunden hat. »Das ist der erste Riesenpinguin aus dem frühen Paläozän«, sagt Gerald Mayr vom Senckenberg Forschungsinstitut und Naturmuseum Frankfurt. Zusammen mit Kollegen des Canterbury Museum in Neuseeland hat der Paläoornithologe das Fossil untersucht und die Ergebnisse im Fachblatt *The Science of Nature* publiziert.

Die erdgeschichtliche Epoche des Paläozäns begann vor rund 66 Millionen Jahren und endete vor 56 Millionen Jahren. Damit zählen die neuzeitlichen Knochen zu den ältesten Pinguinbeinen überhaupt. Am selben Ort stießen Forscher bereits früher auf Vogelfossilien, die nur wenige Millionen Jahre nach dem Aussterben der Dinosaurier (vor rund 65 Millionen Jahren) in Meeressand eingebettet wurden, die Fundstelle enthielt auch Teile des Skeletts von Waimanu, dem bislang ältesten bekannten Pinguin. Die zwei vorher bekannten Waimanu-Arten, 80 bis

100 Zentimeter groß und ebenfalls rund 60 Millionen Jahre alt, hatten mit den heutigen Pinguinen noch wenig gemeinsam.

Anders der neue Fund: »Die von uns untersuchten Fußknochen zeigen, dass der Riesenpinguin ein deutlich moderneres Aussehen hatte, als man bisher von Funden aus so alten Gesteinschichten erwartete«, sagt Mayr. Aus diesem Grund gehen die Forscher davon aus, dass sich Pinguine in großer Vielfalt bereits zur Zeit der Saurier entwickelt haben müssen. Anders ist kaum zu erklären, warum in so alten Schichten so unterschiedliche Formen des Vogels vorkommen.

Tatsächlich scheint der Riesenpinguin mit seinen beachtlichen einhalb Metern Körpergröße zu einer anderen Abstammungslinie als die beiden Waimanu-Arten zu gehören. »Er ist mit Arten verwandt, die aus geologisch jüngeren Zeitschnitten stammen«, sagt Mayr. Er vermutet, dass sich der Riesenpinguin auch in der Fortbewegung deutlich von den Waimanu unterscheiden: Sie bewegten sich womöglich bereits in dem für Pinguine charakteristischen watschelnd-aufrechten Gang.

In den Jahrtausenden danach wurde der Riesenpinguin in Sachen Größe wohl nur noch von Anthroopoden nordenskioldii übertrffen. Der 1,80 Meter messende Gigant lebte in deutlich jüngerer Zeit: vor 45 bis 33 Millionen Jahren in der Antarktis.

Jüngst stießen die Forscher auf weitere Knochen des fossilen Riesenpinguins, der bislang namenlos ist. Die aufwendigen Präparationen stehen noch aus. »Wenn wir einen Oberarm- oder Flügelknochen haben, können wir das Fossil mit schon beschriebenen Funden vergleichen«, sagt Mayr. Danach können die Forscher feststellen, ob es sich bei dem Riesenpinguin um eine neue Art oder eine neue Gattung handelt. Dann wäre auch der Zeitpunkt gekommen, dem Hünen einen Namen zu geben.

